

Unterhaltungsbeilage der Saale-Zeitung

Kunst — Leben — Wissen

Erscheint täglich

Halle a. S., den 1. September

1921 / Nr. 194

Stegemanns Töchter.

Von
Koda Koda.

(Nachdruck verboten.)

Er hatte ihrer vier im Alter von sechzehn bis zu vierundzwanzig, außerdem eine ganz junge, die erst acht Jahre zählte — lauter große, prächtige Mädchen — aber Adolf, seinen Sohn und, das des Jammers mehr war, seinen Schwägerjohn.

Eines Sommertags war Aufrühr in der Mädchenstube. Mama sankte, die Töchter weinten und schrien. Stegemann hatte den Mißbrauch angefaßt.

Und der Grund? Entsetzt Peter hatte die fünf Geschwister zu sich geladen. Jähvoll, er getraute sich das. Er hat seine Töchter, der Gläubige, dachte Herr Stegemann, und weiß nicht, was er tut.

Eine Woche später füllte sich ein Wohnabteil mit Stegemanns Töchtern — Mira, Luise, Hilda, Kelly und Emma saßen jubelnd und schwägend ab — eine Mädchenkompagnie in grauer Uniform.

Entsetzt Peter nahm sie gut auf. Tante und Vetter bezauberten sich musterhaft. Sie besaßen den Grundhaß der Vastfreundlichkeit: die Gänze nach ihrem Verlöbten Unterhaltung luden zu lassen.

Vier Wochen vergingen. Dann flatterten fünf Briefe aus Entsetz Peters Gut in die Welt hinaus.

Mira, die älteste, erfüllte zuerst ihre Freundschaftspflicht. Sie schrieb:

„Liebe Tante! Hier bin ich also, wie ich es mir so fürchterlich gewünscht habe, auf dem Land. Ich hätte Dir eine lange Beschreibung liefern doch mir haben's ja nun und bin ich immer für richtiger gefallen. Daß Dir denn mit Schlagworten berichten: Wunderbare Spazierfahrten — elegante Pferde — selber lenken — ungeheurer galanter Vetter — prächtige Wagen — lachender Mund voll weisser Zähne — gräßlich hübsche Herzstapfen in mandeln Augenblenden — beiderseits, wenn ich nicht irre. — Nun weißt Du alles. Nur ein bißchen Dir erzählen. Ich führe unlangst ins Wäldchen. Die schauerhaft romantisch und interessant solch einsame Fahrt! — Ich träume vor mich hin — da springt ein Jagdhund aus dem Gebüsch und umbellt den Wagen. Das eine Pferd legt aus — ich schrei — ich glaube, ich habe vor Schreck sogar die Bügel fallen lassen. Da hängt sich jemand den Herden an die Bügel und bringt sie zum Stehen. Mein Vetter heißt Arno Meier und ist ein Freund meines Veters Gerhard. So schön wie Gero ist er freilich nicht. Denn Dir nur: ein Mann, der Arno heißt! Muß man ihm nicht alles verzeihen, sogar seinen Familiennamen? Ah, wenn ich doch Komtesse Jagtenfels hieße, und es gäbe ein Gefäß, das bestimmt: die Männer nehmen am Hochzeitstag den Namen ihrer Gemahlin an! Doch auch dann wäre dieser Herr nicht mein Fall. Neben Gero — ich kann's nicht ändern — schreibe ich zu einer Kall zusammen. Gero ist einzig. Bitte, schick mich nicht aufzusehen, aber ich glaube, daß ich Gero wirklich nicht gleichgültig bin. Gruß, Luise — Mira.“

Eines Nachmittags entriß sich auch Luise ihren Verlobungsbeschäftigungen und verfaßte folgenden Brief:

„Liebe Leontine! Ich wünsche Dir zu Deinem Geburtstag herzlich Glück. Hoffentlich geht es Dir so wohl wie mir. Ich habe mich sehr an die Tante angehängt, wirtschaftlich und fühle mich wie zum Haus gehörig. Meine liebste Leontine, manchmal wenn ich Rahm, süßen, unerschöpflichen Rahm aus dem Milchleer heraushole, folgt mir ein dunkles Augenpaar: Gerhards Blick. Und in diesen Augen liegt der Wunsch, daß es immerdar so bliebe, daß ich ewig Rahm für meinen Vetter holen dürfte und daß er

mir ewig so nachbläue. Ja, Leontine, das wäre Seligkeit! Doch ein anderer nimmt Interesse an mir: der Direktor des benachbarten Gutes. Kein alter Mann. Er ist ein Vierziger, der Herr Guard Bömer, ein sehr netter Mensch. Doch gegen Gerhard kann er nicht aufkommen. So blühen zwei Aehren schön! Wer könnte meine Wünsche beschreiben? Unlangst ging er an mir vorbei, Guard nämlich. Da zog er den Hut und sprach: „Guten Tag, Fräulein Luise!“ — in einem Ton, sage ich Dir, der mir ins Herz drang. Und doch gehört meine Liebe Gerhard und sein Herz — so heißt ich — mir. Es umarmt Dich auch zärtlichst Deine überfürsorgend glückliche — Luise.“

Sie hatte den Kopf tief auf den Tisch gebeugt, die Feder in Bereitschaft, die junge Flora, starrte seit einer halben Stunde auf ihr Briefpapier und jagte einem Gedanken nach, der sich nicht fassen ließ. Endlich blühte sie zu ihrer Schwester Mira auf. „Was soll ich ihr noch schreiben?“

„Was du ihr noch nicht geschrieben hast.“

„Ah — du! Hör mal zu: Geliebte Paula! Du fragst, wie ich mich befinde? Mir geht es hier sehr gut. Es ist ein großes Vergnügen, Spazierern zu gehen, der Garten ist sehr schön und mit vielen wohlriechenden Blumen geziert. Ich habe mich schon eine Menge geputzt.“

„So weit bin ich; aber weiter?“ fragte die Schreiberin verdrießlich.

Mira erhob sich um fortzugehen. „Schreib ihr noch“, sagte sie in der Tür, „daß die Gerhard gefällt, und ein Banges und Breites über Bögelchen und Bienelein Mäntelchen und Liebel!“ Mira ließ lächelnd die Tür.

Flora war den angefangenen Brief als großen Papierfloss in die Ecke. Mira hatte also wieder spontaner und der armen Flora Tagelohn entsetzt. Heißes Zornestränen standen ihr in den Augen.

Als dritter ging folgender Brief ab:

„Geliebte Fini! Denk Dir! Herz Freundin! Maus! Fini, nein, Du kannst Dir's nicht denken, daß Sie's also erzählen! Seit vier Wochen habe ich Dir nicht geschrieben. Weißt Du, warum? Weil ich unglücklich verliebt war. Heute schreibe ich Dir plötzlich. Weißt Du warum? Weil ich glücklich verliebt bin. Daß Dir's genau beschreiben, denn Du: mein armes Kind, daß ja so etwas noch nie erlebt, bist ja auch zwei Monate jünger als ich. Du weißt, daß ich immer unter der Last meiner Ähren der Schwestern laufe, so auch hier. So war der Brieflich und sollte immer mit Emma spielen, während die drei, Mira, Luise und die hochpoetische Flora, schauerlich mit Gerhard kochierten, mit Gerhard, den ich selbst so unglücklich liebe. Gestern, mir waren allein im Pavillon, gekand er mir plötzlich seine Gefühle. Ich hatte mir solch eine Erklärung unumfänglich gebacht. Er rang gar nicht nach Atem, fuhr sich nicht einmal nervös ins Haar. Er nahm mich einfach in die Arme, küßte mich fest und fragte mich, ob ich seine Frau werden wollte. — „Aber ja, gern“, sagte ich. „Wenn ich klein bin, jagdest es nichts, ich werde schon noch wachsen.“ Ich jubelte und jauchzte. Aus dem Badisch wird im Handumdrehen eine Frau. Jubel! Gratulier geschwind, damit Du die Erste bist! Mira, Luise, Flora werden grün und gelb vor Neid werden. Sie wissen's noch nicht.“

Seine Kelly.

P. S. Gerhard ist sehr schön, schlant, groß, brünett, sehr lieb und nett. Ich bin zu beneiden.“

Auch für die kleine Emma kam die Zeit. Sie verbrauchte einen halben Liter Tinte, mehr zu Fledern auf diese, Kleid und Schürze als zum Briefschreiben, eine Unmenge Briefbogen, schrieb einen halben Tag, und brachte zehn Seiten fertig: „Eine Elsa! Ich bin sehr gern beim Entl. Die tante ist sehr brav. Ich wer die nicht sil schreiben.“

denn du hast mir auch noch nicht geschrieben. Ich nähme meiner Puppe ein Kleid, Rosa mit rote Schiefen, die mir die tante geben hat. Des hab ich mir Ruh vor der Mira und Luise und Kelly. Von der dummen Flora habe ich mer immer nie geteilt lassen! Sie sind alle dumme Gänse. Soga aber nie, wenn der Brief verbrannt!

Schreibe gleich deiner Freundin Emma.“

Die Schwedern blieben noch vier Wochen und erholten sich langsam von der Treulosigkeit Gerhards. Kelly gegenüber leugneten sie jedes Interesse an ihrem zukünftigen Schwager. Und um es deutlich zu betonen, verließen sie ihn andermittig.

Nur eine trübte ihre Freude: daß ihnen der Stroh aus dessen zu Hause ein festes Schwesterlein gebracht hatte.

Zur Entstehung des deutschen Männergefängnis.

Von
Johannes Heinrich Brauch-Duisburg.

(Nachdruck verboten.)

Die Schlachten von Jena und Auerstädt sind verloren, Städte und Regionen kapitulieren, Berlin liegt in den Händen der Franzosen, wo man hinfahrt, steigt das Geheiß Bonapartes wie ein Geipen aus Schatten und Licht auf, wo man einatmet, vernimmt man Klagen über gefallene Brüder und Söhne, hört Seufzer der Trauer über Preußens unheilvolles Geschick. Wege kommenden Monate münden in Ungewißheit und Angst, schwarze Quellen spritzen in Tälern und auf Bergen, verheßen Schmach, Anrechtlosigkeit und Niedrigkeit.

Nur wenige lächeln unter dem furchterlichen Eindruck das noch nicht benötigten Kriezes, unter der niedermittelerten Wucht immer neu hereinbrechender Unglücksboten halten nicht von ihrer Hoffnung auf ein neues Aufsteigen des Vaterlandes. Sie glauben an Kraft ihres Stammes und bauen auf Zukunft.

Zu diesen Toren gehört ein alter Musiker. Die Besetzung Berlins und das Stoen des öffentlichen und privaten Lebens bringen ihn um seine Stellung, aber er füllt in der kleinen Dachkammer eines großen Hauses durch die Fingerg drei Wochen ein armes, aber zufriedenes Leben. Seinen Kindern denkt er mit doppelter Liebe und hat sie eines Abends zu einem dünnen Bräuschen geladen. Wasser köst lummend im allen luffernen Ref'el, in Rauch der Pfeifen theiden Gespräche über Not und Glend im Lande, über Kirche und Kunst.

„Aunt!“, meinte der jüngste der Söhne. „Aunt! Zu Paradies wird Wüste werden, denn woher soll Brot kommen. Ihre Jünger zu speisen, woher Luft, sich zu verzuügen, woher Geld, ihre Schönheit zu pflegen?“

„Vergnüßen?“ entgegnete der Vater. „Hätte ich mein Leben Vergnüügen gewidmet, so würde ich lieber Senker oder Steinlocher gewesen sein. Aunt ist Naturgenie der Seele, wir sind keine Menschen, hängen wir nicht an ihr.“

Und wie um seinen Worten Nachdruck zu verleihen, beginnt er ein Lied zu singen, ein alles Volklied der Straße, und seine Söhne: fallen, den Gesang mehrmittig gestaltend, ein. Seine Spinat in die Weiße durch den Raum und flingt wieder in anderen Zimmern des Hauses.

Da stellt eine Mutter ihr aufgewachses Kind und lautstark lächelnd herüberstreichelnden Klänge, da löst sich im ersten Stock ein Mitglied der Singakademie in weidgeschweiften Entl und sagt zu einem Gaste:

„Wie hüßlich dieser Gesang klingt, volkstümlich und dennoch kunstgerecht. Wie wundert es eigentlich, daß Männergefängnis in unserem Aunleben keine eigene Stellung annimmt. Er steht im Bereich gemischter Chöre und wenn ihm schon einmal selbst

Geschmidt mit Weichsinns bunten Bändern ...

Roman von
Freb Hellus.

(Copyright 1921 by „Der Neue Zeitungs-Roman“, Leipzig.)
(6. Fortsetzung.)

Nachdruck verboten.

Und doch steht Weihnachten vor der Tür. Jenes Fest, das sonst mit erwartungsvollem, geheimnisvollem Zauber Herzen und Sinne erfüllt. Das die Kleinen auch heute noch fast mit seligen Schauer. Keinen der Großen zieht es diesmal in seinen Bann. Schafft nicht wie sonst eine Atmosphäre von Behaglichkeit, froher Erwartung.

Frieden auf Erden ... Doch aus tausenden von Wunden blutet die Welt. Aus unzähligen Wunden fließen Haß und Mordtrakt zu unheilbarer Flut.

Frühnachmittagszeit in Berlin ...

Ueber die terrapinbelegten Stufen des Weintalks von Frize Köpfer schritt Kurt Erker ins Freie hinaus. Wendete sich nach Kurzem Ueberlegen der Friedrichstraße zu nach rechts.

„Wohin noch? Nach Haus. Nicht mehr dauernd vergeblich müssen: Wie war es einst in dem üppigen frühlichen Berlin — wie ist es jetzt. ... Schlafen — vergeblich — oder noch besser — träumen. Träumen von einst und — — — Ah wo!“

Morgen mit dem Frühstehen geht es heimwärts nach Joppot ins Mutterhaus. Gottlob ...

An der Ecke der Dorotheen- und Friedrichstraße stauten sich die Menschen. Mehr noch wie schon sonst in der Zeit der Verkehrsnot drängte man heute am nachkaltten Regentage zu der elektrischen Bahn.

Unter den wenigen, die in dem Sturm auf die haltenden Wagen der Linie D teilnahmslos beiseite standen, frappterte den mürrisch dahindröhnenden Kurt plötzlich ein hartes Herrenprofil. Und als löte die Aufmerksamkeit des einen auch diejenige des anderen an, wurde aus dem Profil rudertig die Front.

„Gellert“.

„Erst — Mensj“ ...

„Gerlich, Kerichen ... woher Sie? Und wohin?“

„Aus Königsbereg. Zu den Weihnachtstagen nach Haus. Nach dem weihnächtigen Hamm. Und Sie?“

„Nach Hause auch. Kommen Sie, begleiten Sie mich noch ein Stück Wegs die Friedrichstraße hinauf.“

Arm in Arm wanderten die beiden durch die Friedrichstraße der Weidenammer Brücke entgegen. Fragen und Antworten überpanner die Zeit, in der sich die beiden nicht mehr gehen. Dr. Gellert war Redakteur. Reservoffizier in Kurts altem Regiment. Ein leichtsinniger, zu allen Schandtagen bereiter Kamerad. Ein etwas verbummeltes Genie. Boheme. Was tat's? Ein prächtiger, famoier Kerl war er gewiß.

Seite an Seite als Abteilungsameraden war man zu Beginn des Krieges gegen die Russen nach Ostpreußen getrieben. In Rußland, Polen, in den Karpathen, in Frankreich hatte man tausendfaches Leid und manche Freunde geteilt. Oft durch Verwundungen, die Beschickfälle des Krieges, getrennt, hatte die beiden das Schicksal immer wieder zusammengeführt. Jetzt — nach zwei- oder dreijähriger Trennung — brachte die Gelegenheit wieder Berlin. Berlin — dieses einst so glänzliche Berlin. Das man besuchen muß, um liebe bekannte Gesichter zu sehen. Kurt fand, eine schätzbare Eigenheit habe das heute so viel Geschmähle also doch und herzlich — wie es so seine Art — sagte er nun:

„Doktordien — was freue ich mich.“

„Ah auch, Kerichen. Aber wo trinken wir nun den Begrüßungsstulch? Vor allem, wie lange bleiben Sie hier?“

„Bis morgen.“

„Ah auch, famos! Also kann uns heute abend das Glückchen noch einen. Wo? Wann?“

„Man verabredete Misdier um 6 Uhr. Erst wollte man essen, die Gläser klingen lassen. Dann ... Das würde die Stimmung ergeben.“

Und in seiner Seele nun froh — mit Berlin halb

verloren, wanderte Kurt wieder allein über den Schiffbauerdamm seiner Unterkunft zu. Er wohnte in der Albrechtstraße in einem jener Pensionate, in denen der Junggeheile neben ledlichem Komfort und gleicher Bequemlichkeit das findet, was man in Berlin ab und an doch wohl noch braucht. Sturmfreiheit nannte man es einst.

Er legte sich zu Bett. Schloß die Augen und wünschte sich den Schlaf. Aber obwohl draußen gegen die Scheiden klaffende Regenrinnen die Behaglichkeit des mollig erwärmten Zimmers erhöheten, wurde den Nerven nicht Ruh. Immer wieder wanderten die heute so unerbunden Gedanken in der Vergangenheit Reich. Berlin mit seinen tantenberlei Erinnerungen auf Schritt und Tritt erregte die Phantasie. Aber — o Qual — im Mittelpunkt all der Leidensmühen von einß fand heute eine schlank, braunäugige Frau. In tausend frevelhaften Bildern erschloß sich wenigend fast, was sein ritterlicher Sinn auch im Geheimen bisher an Verachtung der unatadeligen Dame gezollt. Der Frau, der selbst die leichtmühtige Dresdener Nacht nichts von ihrem reinen Zauber gerandt. O Qual! Welche dieses Berlin denn verrückt?

Mit aller Willenskraft rang er seine Sinne jetzt frei. Tachte er an Mutter zu Hause. Und wie unter dem Segen der alten, lieben Mutteraugen schlief er dann ein. —

Der Pommerd — in mid-jüßiger, voller Burgunderglut über die Junge laufend, in den Adern wie heißes, begierstendes Feuer brennend — hatte die Grundlage gegeben. Jetzt perlie in den Kehlen gischend und schäumend der Sekt. Er schuf in Erker flugs wieder die Erinnerung an die lustige Dresdener Nacht. In den leichtsinnigen Hauptmann. An seine schöne, vornehme Frau.

„Wissen Sie, Gellert.“ sagte er lächelnd in diese Erinnerung verippenen.

„Ja — allerdings.“ Der philosphische Weisheit schmit die Spitze seiner Zigarette. Hielt sie, während das Streckholz flammte, zwischen den geöffneten Lippen, das die beiden Jährechen leuchteten. „Aber Wissen ist Denken. Man soll nicht denken, wenn man empfindet. Und ich

ständige Stille zu lassen, man verbeißt ihn mit Orchester und anderen Instrumenten, ohne die er in Konzerten niemals zu hören ist. Nur Dorn oder Familienstücke bringen ferne von der Densitätlichkeit keine Männergesänge hin und wieder zu Hause.

In der Musikertube verfliegen indessen die letzten Tage, man öffnet das Fenster und blickt hinaus in kalte Winternacht. Schöpfung Stimmen erschallen verneigt sich der Gasse, laut Stille über welchem weichen Schnee, der silberm im Mondlicht glänzt.

Als französische Posten vorbeimarschieren, sagt der Alte zu seinen Söhnen: „Glaubt, und was die Kunst anbelangt, laßt sie nur sorgen, in Stunden der Gefahr war sie immer der beste Vater. Es sollte mich wundern, wenn nicht gerade diese Zeit in ihr etwas schafft, was wir bisher noch nicht kannten und was wir dennoch lieben lernen.“

Er antwortet nicht, was sehr er mit seinen Söhnen den Abend das Gefühl hat, was sich mächtig aus Zeit der Not heraus in alle Weisheit hinein aufbauen soll.

Denn wirklich erhebt sich mitten in Jahren der Niedering ein neuer Kunstweg, zeigt Kreise und Kreise, bricht sich durch von Kleinheit zur Größe, führt Anhänger wie Freunde und Weiber zusammen, wird Teil und Träger unserer Kultur. Deutscher Männergesang beginnt seinen Weg.

In jenen Tagen, da der preussische Hof nach Wemel geschickt ist, sucht der König Erfrischung und Ausspann in Spazierritten und Fahrten, die tief ins Land und meist zur russischen Grenze führen. Dort dehnt sich bis hinauf zum Horizont ein weites, selten langweiliges Sammelrauschen Gebiet von Baumgruppen auf, verlassen wie die riesigen das Jolissaus da, einmal da russische Truppen den meisteigen Verbänden zur Hilfe eilten — hart und häufig umher von marschierenden Verbänden, jetzt umgeben von Einfamilienhäusern der flachen Erde und umrandet dem gleichmäßigen Schritt der Tage. Selten kommen Wanderer und Reisende zu ihm oder gehen an ihm vorbei.

In diese Einsamkeit flüchtet Friedrich Wilhelm IV. gerne. Meist sitzt er schweigend neben der Königin Louise im Wagen, reitet er, so hängt sein Gehör mit Vorliebe am Quälischen des Sattelgurtes und am leisen Klirren der Zaumketten.

Eines Tages, als er wieder bei einem Spazierritte die Grenze entlang in Gedanken verunken ist, wird er plötzlich durch eine Abstellung ultraintensiver Kosaken aus Träumen aufgeschreckt. Die Reiter lagen seitens des kleinen Grenzschutzes im Galopp vorüber und singen eine fröhliche Weise. Schnell fällt wie ein Vogelzug erscheinen und verschwinden sie, für viele schnell huldig aus völliger Stille zu großer, jubelnder Stärke an, dann verklingt es rasch wie es gekommen ist. Aber das Fremde das noch nie gehörten Männergesanges geht dem Könige so nahe, daß er öfter versucht, den Kosaken und ihrem Liede zu begegnen. Als diese erfahren, daß der preussische Herrscher Gefallen an ihrem Singen findet, schenken sie ihm ein Ständchen, eingeteilt in Stimmen, begleitet wie ein richtiger Chor.

Und über nordisches Land ziehen Vögel der Wüste, Acker, die tief sind wie Hügel der Geliebten, leuchtendsooll wie Herzog flüchtender Rosen und traurig wie Abgeschiedenen von den Sinnen und von der Welt. Keine Instrumente begleiten die Gesänge, weder Lärze noch Bewegungen, sie wirken durch treuen Nationalcharakter und harmonische, einfache Vielteiligkeit. Aus den Chören der Kosaken spricht ungewöhnliche Schönheit und ureigene volkstümliche Kraft.

Das erkennen Bauknechte und als sie ergreifen Befehl spenden, steht bei dem Könige der Wunsch fest, in deutschen Wäldern bei Bürgerhaft und Meer solche vielstimmigen Männergesänge ins Leben zu rufen.

Als man in der Berliner Singakademie vom Vorhaben des Königs Kunde erhält, sind die meisten Mitglieder nicht sonderlich entzückt, und sichtlich ginge der einmal aufgetauchte Plan zu Grunde, wenn nicht ein Zufall der neuen Idee zu Hilfe käme.

Die Akademie veranstaltet eine Abschiedsfest für eines ihrer Mitglieder, auf dem Programm steht ein Männerchor mit Begleitung eines Klaviers, der Ausführung stellt sich jedoch insofern ein Hindernis entgegen, als auf dem Podium der Raum fehlt, das Instrument aufzustellen. Um demnach

empfindet jetzt Hart. Erstens, daß ich augenblicklich wieder leidlich gerne Mensch und Zeitgenosse bin. Dann, daß eine Verdauungsprozess bei Sekt und Zigarre zu den wenigen Lebenswerten Epochen gehört.

„Nein, ich meine...“ Und immer noch sah Ersteres Blick in die Weite. „... wie der Alkohol Menschen doch eint. Glauben Sie, daß wir so viel Lebens- und Freudengetrieben fänden, wenn es nur Limonade oder Seltzerwasser gäbe? Wie viele Freundschaften zwischen Mann und Mann, zwischen Mann und Frau hätten doch auf dem Festen der Herzen in einer jetztraurigen Stunde.“

„Aber...“ In Er. Velters ruhiger Stimme schwang jetzt ein heller, sonniger Ton. „Was grüßelt Sie da erst? Gewiß ist es so. Denn der Wein — der Sekt ist einer der Schlüssel zum irdischen Paradies. Einer der glückseligsten, den uns der Herrgott verlieh. Um das Paradies hienieden ist des Leichtsinnigen goldenes Reich. In dem die Freude blüht und die Sorge verstummt. In dem der puerileste Seelenton schwingt. Das volle Herz gibt, Vetter! Nur geschmiedet mit Leichtsinn bunten Wandern wandern wir stets auf des Glücks und der Freude sonnigem Pfad.“

„Um...“ Darf ich mal fragen? Und Erkerl tat dies lustig und laut. „Sagen Sie mal, Vetter, Sie sind Freileistungs, was? Kritiker — ja? Man merkt...“

„Geschmiedet mit Leichtsinn bunten Wandern — o Vetter, Vetter... Das klingt! Goethe-Konkurrenz, was?“

„Nein...“ Ganz ruhig und trocken zog der Welsale diese Pughaden lang. „Wahr ist's. Werken Sie es sich. Erproben Sie's durch die Tat. Prost.“

„Mit dem glühenden Schlüssel zum Paradies. Vetter Vetter...“ Und wieder lachte Erkerl lustig und laut.

„Mensch...“ Wissen Sie, ich habe Glück. Einer nach dem andern läuft mir in der letzten Zeit solche Freunde und Leichtsinnigkeitsapostel über den Weg. Aber nun mal ernst. Blicke ich haben Sie recht. Jemandem — ich weiß es nicht mehr genau — fand ich neulich das Wort: Wir haben uns immer zu wenig gefreut, daß ist und bleibt unsere Schuld.

den Vortrag möglich zu machen, beschließt man, die Begleitung des Chores durch eine Guitare vornehmen zu lassen.

Als am Abend unter der Gewalt der Männerstimmen nichts von dem Gemellern des Saiteninstrumentes zu hören ist, der Chor aber democh seinen Eindruck nicht verfehlt, gibt man zu, daß der Männergesang auch ohne Begleitung irgend eines Instrumentes seine Berechtigung hat und erklärt freudig jenen geizigen Chor als den ersten in Deutschland erklingenden, selbständigen vielstimmigen Männerchor.

Belobens Vetter, der Dirigent und Leiter der Singakademie geht nach diesem Vorfall aus dem Käger der Gasse mit das der Freunde für den Männergesang über, und seinen Bemerkungen ist es zu verdanken, daß im Herbst des Jahres 1863 in Berlin der erste Männergesangsverein, die Liedertafel, gegründet wird.

Wie meist bei neuen Unternehmungen, so will man auch hier dem Insabengerechnen besondere Reize geben. Jeder denkt vor allem an die einzige Festbesuche des Königs Artus und will seine kleine Gemeinde als eine Art Wiedererweckung alten Sängertums mit Weiser und Gesellen einrichten. Wenn nun auch nicht alles was wird, was seine Pläne schmiedet, so verwirklicht sich doch vieles, und der Reim für deutliches Männergesangstum kommt fröhlich zur Entwicklung.

Musikgeschichtlich und allgemein interessant ist der erste von Vetter verfaßte Entwurf des Liedertafel-Statutes. Dieser lautet wie folgt:

„Ein: Gesellschaft von fünfundsiebzig Männern, von denen der fünfundsiebzigste der gewählte Meister ist, veranfaßt sich monatlich bei einem Abendmahle von zwei Gerichten, ein gefällige deutsche Gesänge auszuführen. Die Mitglieder müssen entweder Sänger, Dichter oder Komponisten sein. Wer ein neues Lied begehrt oder komponiert hat, stellt oder stellt solches bei der Tafel vor oder läßt es singen; hat es Vorklang, so geht eine Beschlüsse an der Tafel umher, worin jeder (wenn ihm das Lied gefällt) nach seinem Gefallen einen Groschen oder mehr beizulassen hat. An der Tafel wird die Beschlüsse ausgeführt; findet sich jedoch darin, daß eine liberale Beschlüsse, einen Taler an Wert, davon begehrt werden kann, so reist der Meister im Namen der Liedertafel dem Preisrichter die Medaille, die wird die Gesandte des Dichters oder Komponisten gesteuert und über die Schönheit des Liedes gesprochen. Kann ein Mitglied zwölf solcher fibernen Medaillen vorzeigen, so wird er auf Kosten der Gesellschaft einmal bewirtet; ihm wird ein Kranz aufgesetzt, er kann sich den Wein fordern, wofür er trin zu will und erhält eine goldene Medaille, fünfundsiebzig Taler an Wert. Wer etwas unpromittierendes ausplaudert, was einem Mitgliede unter der Tafel zuwider ist, zahlt Strafe. Saitische Lieder auf Personen werden nicht gesungen. Jeder hat Freiheit, zu sein, wie er will, kann er nur liberal ist. Gesänge dürfen nur zwölf sein, darunter geht an, darüber nicht.“

Zu gleicher Zeit mit den deutschen Bestrebungen zur Gründung von Männergesangsvereinen setzen ähnliche Bewegungen in der Schweiz ein, und zwar ist es hier Hans Georg Käpfer, der mehr als Jeller aus der Tiefe des Volkes heraus eine Liedertafel gründet.

Wald entstehen ähnliche Vereine in Leipzig, Frankfurt, Röhlsingen, Brestau und Dessau, und mit der Zeit verbreitet sich der schon Strom gewöhnliche Aufschwung solch, Reghaft und stark über das ganze heimische und deutschsprachliche Land.

Münchener Theater im Sommer.

Unserer Münchener Mitarbeiter schreibt uns:

Während in früheren Sommern und gerade in den Sommermonaten das Münchener Theaterleben einen sehr regen Atem hatte, steht heute die (bisweilen allzu) heiße Jahreszeit im Zeichen eines Schicksalswechfels. Im „Prinzregenten-Theater“ finden ja heuer wieder die multitalentigen Festschüler statt, aber die ich nicht werden will. Besser als die Schauspielabend des Winters werden sie sicherlich sein. Das Schauspielensemble der ehemaligen Hoftheater hatte sechs Wochen Urlaub. Seit die Festschüler wieder ausgenommen worden sind, wird der Spielplan mit Entzückungen an alte Gesetze bestritten. Dafür verleiht Herr Beck uns für die nächste Zukunft allerlei Krautführungen. Ihn, im Vorpresden sind die Nationaltheater stets weniger besetzten gewesen als in

„Sünde. Mag sein! Vielleicht jagt unser Herrgott da oben dormalerweise bei der großen Urrechnung uns: Die Freude war da. Ihr aber ließt sie verflücht. Pfändet den Gram.“

„Aha.“

„Ja, aber ich weiß doch nicht. Nur stets geschmiedet mit Leichtsinn bunten Wandern die Lebensstraße ziehn, scheint mir ein wenig gewagt. Gleich als träte man im bunten Festingsgewande eine lange Fußwanderung an. Sind nicht nichternere Veden und derbe Sohlen da besser am Platz? Gelsthaft sind Sie, das gebe ich zu. Bunte Fittchen und buntes Band steh auch ich. Aber...“

„Waisentunde...“ Mit seiner physikalischen Ruhe, die über den Dingen schwebte, strich Vetter den begonnenen Satz mitten durch. „Erstens: die Seele macht's, nicht das Gewand. Froh durch diese beschwingt, ziehe ich auch im bunten Festingsgewand leichter und mehr heigelt des Wegs, wie Grau-Meisterer in London und Paris. Dann: wasr eben wir? Thore. Wähnen wir uns das Reich. Der liebe Herrgott verleiht's. Wessen Seele von Natur auf Grau-Veden gestimmt ist, misachtet des Leichtsinnigen bunte, farbige Pracht. Gewiß, Grenzfälle gibt's. Aber auch in dieser Hinsicht bin ich fatalist. Jeder nimmt das Leben, wie es ihm bestimmt. Da nützt Philosophieren nichts. Wo drittens und überhaupt...“

„Halt! Erkerl hob laudend die Hand. „Grenzfälle — das ist's. In diese verdamnten Grenzfälle — scheint mir's — rechne auch ich. Weist laufe ich in Veden und dicken Sohlen. Dann aber fliegen — schnupps und unversichert — die bunten Leichtsinnigkeitsbänder hinaus. Lang — wie Schlangen ringelnd und slatternd. Unter ihren Wimpeln geht es erst in das lustige Paradies — dann aber — peh — meist in der Neue Hölle hinein. Also, Vetterchen, irgend etwas an Ihrem Vergleich — Ihrer Theorie ist faul.“

Erkerl trank langsam sein Glas. Mit einer Gemütsruhe, als läge ihm das Thema so fern, füllte er die Kelche mit dem Rest des schäumenden Weins. Dann jagte er leichtfüßig:

der Leistung. Vor jeder Spielzeit beginnt lassen wir Dissen der geblanten Ir- und Erstaufführungen. Der Erfahrene verleiht sich sein Herz vor jeder Hoffnung und ist allen Affekten gegenüber gewappnet. Im Volkstheater galten seit Monaten Wiener Dorettenleute in allen höchsten und letzten Singang-Lanz-Schwarm. Das Schauspielhaus zog die in früheren Jahren bewährten Meister, Man sah hier vor allem Stadt, deren Hauptrolle der Frau Krüger Schalksheitelten haben, so Molnars „Kaisling“ und „Selbstbildni“, immer noch „Die Kraft der Jenseit Bind“, „Die Große Katharina“, immer noch anderes. Als Neuzug ließ man von dem begabten Rudolf Koth, der jetzt in Wiesbaden wirt, gastweise Strindberg's historische Charakteristik „Königin Christine“ (Buch bei Georg Müller, München) einstudieren, jene herrlich hingeworfene vier Akte, in denen nur Königin Christine interressiert, jenes bewegliche Geschöpf aus Dürrenmatt und Autoritätsdrang gemischt und mit der weiblichen Schmiegligkeit ausgestattet, die ihm immer getraut, durch irgendeine Pose aus dieserlose Situationen zu retten. Neben den schillernden Farben dieser Figur ist der Kreis der sie umgebenden Männer bloß gelblich, die unterschiedlichen Herrschaften, der Kaiser und der Chor ehegemalter oder aktueller Liebhaber der höchsten hingeworfen. — Die Aufführung demas, daß noch ein nachdenklicher Regisseur ist. Er gab dem Ganzen überzeugenden Sinn. Frau Krüger's Erfassung konnte das Bild der jugendlichen Christine nicht ganz überzeugend vorführen. Wirklich bot sie eine Schicksalsleistung, aumal in den Ueberragen von Weibchen zur Herrin. — In den „Kammerjungen“ sah man Gschmid's Dumms-Berarbeitung „Kam“, aufgedunsenes Theater, aber schmissig und mit Erde hingelast. Dann kam Kartan und zeigte sich als „Vater“ in Strindberg's naturalistischem Trauerspiel als naturalistischer Detailmaler von hohen Graden. Bei dieser Gelegenheit sei auf einen Irrtum hingewiesen, den ich bei Betrachtung dieses Wertes in Zeitungen und auch Bühnen fand: Sie sprechen davon, daß Laura ihren geliebten Mann in den Wahnsinn treibe. Aber sie überlassen dabei, daß der Mittelmeyer (im letzten Akte) sein Sphittitertum zugibt, aus dem sich auch ohne das Zutun des infaamen Frauengimmels eine Paralyse entwickeln konnte. Frau Laura hat diese Entdeckung begünstigt, vielteicht beschleunigt, aber nicht bewirkt. — In der Rolle der Laura gastierte in den „Kammerjungen“ eine Dame aus Hamburg, Frau Maria Ferson, die sich davor fürchte, eine Theater- (Strindberg-) Partie vorzuführen, und auch als Laura den menschlichen Irrsinn hervorzuheben. Vetterhaupt lassen die Kammerjungen sich in der letzten Zeit vielfach mit Göttern. Dabei sei doch höhere Verluste an ihren besten Darstellern zu beklagen: Vor allem durch den Weggang von Otto Franke, der zu Varnhagen ging und durch das Scheitern des temporementalen August Mamber, den Wiesbaden ergötzt hat. Die „Neue Bühne“ hat nach ihren letzten Erfolgen ihre Pforten für einige Zeit geschlossen.

Richard Rieß.

Literatur.

„Die jähmarse Schmach.“ Der Roman des geschiedenen Deutschen von Guido Kreucher. Leipzig: Graphisch Verle N.-G., norm. Vogel u. Vogel, Leipzig-K.

Das Buch ist wie ein Bedürfnis nicht nur an alle, die noch deutsch zu fühlen vermögen, sondern an die ganze übrige weite Masse, soweit sie die fähigkeit, gegen uralte deutsche Kulturmerkmale gerichtete Herabwürdigung gallischen Gröhenwahnsinns, die Verwundung und Verhöhnung deutscher Sitte, deutschen Rechtes und die systematische Verwundung deutscher Volksgesundheit, das Wiedererschließen jeder freieschließigen Meinung durch schwarzes Gesindel als eigene Schmach empfindet. Das Romanhafte ist so wichtig gestaltet, daß es nirgends aus dem Rahmen des Ganzen fällt, sich stets der Größe und Tragik des Stoffes anpaßt. In den Geschehnissen der Menschen zittert und flutet, geistig und triumphierend das tiefe Wesen der Nationen, die den Kampf um das Recht, den Kampf um ihre Existenz, um Ehre und Zukunft führen, und man fühlt es in jedem Satz, es spricht aus jedem Wort heraus als mahnendes Mahelwort: Es geht dort im Westen nicht nur um einige Dörfer, es geht um Deutschland und um Deutschlands Rinder.

Zu beziehen durch die Goethe-Buchhandlung Halle a. S., Gr. Ulrichstraße 63, Fernruf 4520 u. 1634

„Weiß ich's? Persönliche Lebensanschauungen darf man wohl nicht auf andere gar nie auf die Allgemeinheit projizieren. Aber was wichtiger ist — was geschieht nun? Die Falsche ist leer. Was eine davon?“

„Wißt durstet nach Bier. Der Sekt wird mir sad. Und — verflucht doch mal — guden des Leichtsinnigen bunte Vänder schon vor? — ganz gerne hätte ich jetzt ein paar Wädeln — Musik. Gellert — na?“

„Dann zahlen wir und gehn. Kommen Sie mit.“

„Trauen auf der Straße wehte ein eisiger Wind. Das, was Petrus heute tags durch verdrückte wässrige Lamm gelübt, hies er jetzt laut in mächtigem, zornigem Nordost. Auf dem nassen Asphalt zeigten sich kleine Inseln in grau. Immer dünner und heller wurde das Fruchtspektakel rundum.“

„Sie waren aus der französischen Straße in die Friedrichstraße gezogen. Datten die Kinder durchquert. Als sie in den Stadtbahnhöfen der Friedrichstraße nach rechts wendeten, wirkte der Sturm ein Häuflein Zeitungsin im lustigen Strudel am Boden umher.“

„Ein Abschnitt Geschichte vor dem Sturme der Zeit.“ Kurt Erkerl lachte über sich selbst. „Ein blutiger Witz.“ Dann aber nach einer kurzen Weile seinem Köhnschreitens durch die Georgenstraße: „Im Ernst... Sagen Sie mal selbst — ist die Welt nicht verrückt? Wo treiben wir hin? — In Gosse und Schmutz.“

Gellert blieb stumm. An der Prinz-Louis-Ferdinand-Straße sah er Erkerl am Arm. Jogh ihm nach links. Zwischen seinen Zähnen zischte ein Lied... „Schah, laßt das Grubeln sein...“

Aus hohen friesberhangenen Scheiben stießen breite Lichter über den Bürgersteig hin. Vor einer hohen gläsernen Drehtüre hemmte der Welsale den Schritt. Wendete die blauen Leichtsinnungen zu Erkerl nach links. „Vetter — heute ist heut.“ Dann wickelte er die Drehtür mit kräftigem Schwunge herum. „Los!“

(Fortsetzung folgt.)